



Im Gespräch mit

Maria Schlechter

Im Interview berichtet die Soziologin u. a. über die Inhalte und den Schreibprozess ihrer Dissertation, wie sie zu ihrem Forschungsschwerpunkt gefunden hat und wie sie mit Schwierigkeiten im Forschungsprozess umgeht.

Wie sind Sie zur Soziologie gekommen?

Maria Schlechter: Nach der Schule habe ich begonnen Jus zu studieren. Die rechtlichen Fallanalysen im Jusstudium haben mich zwar interessiert, aber das viele Auswendiglernen und die Studierendekultur am Juridicum haben mir nicht so zugesagt. Während dem Studium habe ich dann Interesse für Strafrecht und Kriminologie entwickelt und bin in diesem Zusammenhang mit dem empirischen Arbeiten und der Statistik in Berührung gekommen. So habe ich auch die Kriminalsoziologie kennengelernt. Ich habe mich dann für das Soziologiestudium inskribiert, um es

mir einmal anzuschauen. Dadurch habe ich gemerkt, dass es in der Soziologie abseits der Kriminalsoziologie noch viele andere Themen gibt, die mich interessieren und bin dabei geblieben.

Was fasziniert Sie am meisten an der Soziologie?

Maria Schlechter: Die eine Seite, die ich an der Soziologie faszinierend finde, ist das empirische Arbeiten. Das ist bei mir mittlerweile vorrangig die ethnographische Feldforschung und kaum noch Statistik. Die Feldaufenthalte finde ich spannend, weil man sich in komplett anderen Lebenswelten zurechtfinden muss, diese erkundet und dabei erfährt, wie andere Menschen leben, was sie denken, was sie in ihrem Alltag als relevant erachten und was sie zu ihren Handlungen motiviert. Die andere Seite an der Soziologie, die ich mag, ist das analytische Denken, wenn man Daten ordnet, versucht sie analytisch zu durchdringen und darüber Texte schreibt.

Womit beschäftigen Sie sich aktuell in Ihrer Forschungsarbeit?

Maria Schlechter: Ich schreibe aktuell an meiner Dissertation, die hoffentlich bald fertig sein wird. Dafür habe ich eine ethnographische Forschung an Schulen in Wien gemacht. In meiner Forschung interessiere mich für Vergemeinschaftung von Jugendlichen in der Schule und die Rolle von Medientechnologien – insbesondere dem Smartphone – dabei. Schule ist als Kommunikations(zeit)raum zentral, da Jugendliche dort zusammentreffen. Durch die Schulpflicht sind sie verpflichtet einen Großteil ihrer Kindheit und Jugend dort zu verbringen. Im Gegensatz dazu treffen sich Jugendliche in der Freizeit freiwillig und wählen die Treffpunkte oft selbst – etwa nach bestimmten Interessen oder nach Personen, mit denen sie gerne

beisammen sind – aus. In dieser speziellen Konstellation des Zusammentreffens von Jugendlichen in der Schule spielt sich Verschiedenes ab. Dafür interessiere ich mich in meiner Forschungsarbeit.

Gehen wir nochmals zurück zu Ihrer Dissertation und zu Ihrem Forschungsgebiet, wie sind Sie genau zu diesem Forschungsinteresse gekommen? Was war der Weg dorthin?

Maria Schlechter: Das war ein bisschen auf Umwegen. Ich habe mich schon in meiner Masterarbeit mit Schule beschäftigt. Damals ging es um Klassifikationsprozesse von Lehrer:innen, also darum wie Lehrer:innen ihre Schüler:innen einordnen und bewerten, und welche Kriterien sie bei der Beurteilung von Schüler:innen heranziehen. In meiner Dissertation wollte ich an dem Thema Schule weiterforschen und hatte schon ein Exposé geschrieben. Dann habe ich aber in dem DFG-geförderten Forschungsprojekt „Mediatisierten Welten“ bei Michaela Pfadenhauer eine Stelle bekommen. Den Mediatisierungsaspekt, den ich in dem Forschungsprojekt kennengelernt habe, habe ich dann auch in mein Dissertationsthema eingebracht. Im Rahmen von einem „Sparkling Science“ Projektantrag habe ich mich auch intensiver mit Wissenssoziologie und Ethnographie beschäftigt. Aus diesen Einflüssen hat sich dann das Exposé entwickelt, das ich für das ÖAW DOC Stipendium eingereicht habe. Das habe ich auch bekommen und begonnen an diesem Dissertationsprojekt zu arbeiten.

Gab es für Sie einen Moment, an dem Sie sich bewusst für eine akademische Karriere entschieden haben?

Maria Schlechter: Naja, bewusst schon immer wieder, aber es gab auch verschiedene Gelegenheiten, die sich mir geboten haben. Im und nach dem Studium hat es mich schon sehr stark gereizt in die Forschung zu gehen. Direkt nach dem Studium habe ich an einem Institut angewandte Forschung gemacht, also politisch finanzierte Auftragsforschung. Da habe ich gemerkt, dass das so gar nicht meins ist, weil man sehr unfrei ist in der Entscheidung, wie ein Forschungsprojekt angelegt ist. Ich habe in dieser Zeit bewusst immer wieder geschaut, ob Stellen an der Uni Wien ausgeschrieben sind. Es hat sich dann glücklicherweise so ergeben, dass ich auf meine erste Bewerbung gleich die Stelle in dem Forschungsprojekt „Mediatisierte Welten“ bekommen habe. Auch danach habe ich immer wieder verschiedene Anschlussfinanzierungen erhalten.

Haben Sie Tipps an jene Personen, die sich bewusst dazu entschließen, eine wissenschaftliche Karriere anzustreben?

Maria Schlechter: Die Uni Wien bietet zu diesem Thema verschiedene Broschüren und Workshops an, die einem helfen sollen die akademische Karriere zu planen. Ich persönlich habe mir diese Beratungsangebote zwar angeschaut, aber damit nie so richtig etwas anfangen können. Ich wollte eigentlich immer etwas arbeiten, das mich interessiert und mir Freude macht. Ab einem gewissen Punkt hat es sich dann so entwickelt, dass ich meine Forschung immer stärker in jene Richtungen ausbauen konnte, die mich interessieren. Ob es mit meiner Einstellung zusammenhängt, dass ich immer wieder Anstellungen bekommen habe oder ob es einfach ein Zufall war, kann ich nicht sagen. Aber ich denke schon, dass man, wenn man für etwas ein tiefgehendes Interesse hat, mehr Zeit investiert und versucht, die Arbeit gut zu machen. Eine effiziente



Karriereplanungsstrategie ist das wahrscheinlich nicht. Wenn das interessiert, sollte besser so einen Workshop besuchen.

Bleiben wir noch kurz bei den Tipps. Können Sie Ratschläge in Bezug auf das Schreiben einer Masterarbeit oder Dissertation geben?

Maria Schlechter: Schreibprozesse sind gerade beim ethnographischen Schreiben sehr komplex, da es sehr viel mehr ist als das bloße Aufschreiben. Wenn man hingegen eine Statistik macht, dann ist die Analyse vor dem Schreiben bereits abgeschlossen und man muss die fertigen Ergebnisse „nur“ noch in Worte gießen. Beim ethnographischen Schreiben und generell oft in der qualitativen Forschung ist es so, dass es eher ein analytisches Schreiben ist, weil das Schreiben Teil der Analyse ist. Das ist nicht einfach und ich kann mich erinnern, dass ich damit bei der Masterarbeit schon gekämpft habe. Aber auch bei der Dissertation ist es teilweise noch sehr herausfordernd, weil man ja kein Schema hat, das man einfach abarbeitet, sondern sich die gesamte Struktur selbst erarbeiten muss. Dafür muss man zuerst einmal sehr viel soziologische Literatur gelesen und Daten analysiert haben. Dann versucht man eine eigene Idee, eine Linie und Argumentation zu entwickeln, die sich gut mit den Daten verbinden lassen und diese zu einem stimmigen Text zu verarbeiten. Es gibt verschiedene Übungen, die man machen kann, damit das Schreiben leichter fällt, wenn man zum Beispiel eine Schreibblockade hat. Ich habe da einmal ein sehr gutes Schreibseminar bei Ingrid Nicolini am Soziologieinstitut gemacht. Da haben wir uns Literatur angeschaut, zum Beispiel von Kafka, und ganz genau analysiert, wie er Sätze aufbaut. Von solchen Künstlern kann man schon sehr viel lernen. Wenn man es richtig gut machen will, dann ist Schreiben ja schon

eine Kunst. Aber wahrscheinlich muss man es in dem Soziologiestudium nicht zu einer Kunst machen. Für die Bachelor- und Masterarbeit würde ich es jedenfalls nicht empfehlen, weil man sonst nie fertig wird.

Weil Sie eben davon geredet haben, dass es ein komplexerer Prozess ist, wissenschaftliche Forschungsarbeiten zu schreiben, wie gehen oder gingen Sie mit Hindernissen oder Schwierigkeiten im Forschungsprozess um?

Maria Schlechter: Früher, als es noch mehr Institutsleben gab und ich dort noch mehr integriert war – ich weiß nicht, ob es das jetzt bald wieder so geben wird – war es sehr hilfreich mit Kolleg:innen zu sprechen, wenn ich gemerkt habe, dass ich irgendwo feststecke, zum Beispiel dann wenn ich zwar verschiedene Ideen hatte, aber nicht wusste, ob oder wie ich sie verbinden kann. Oft hat sich aus dem Gespräch eine nur kleine Verschiebung der Perspektive ergeben, durch die sich auf einmal etwas gelöst hat und ich plötzlich genau wusste, wie ich Konzepte zusammenfügen kann, damit ein sinnvoller Text entsteht. Jetzt im Home Office gehe ich eher zwischendurch eine Runde spazieren, wenn ich nicht weiterweiß. Auch das hilft Gedanken zu ordnen. Ich schreibe auch oft Notizen von Ideen oder Konzepten auf irgendwelche Zettel auf, mache eine Notiz am Handy, am Laptop oder ganz „oldschool“ auf Post-its. Die kann man gut hin und her schieben und unterschiedlich gruppieren.

Wie würden Sie Ihr Berufsleben als soziologische Nachwuchswissenschaftlerin in drei Worten beschreiben?

Maria Schlechter:

Vielseitig – im Laufe der Zeit, in der ich meine Dissertation geschrieben habe, gab es sehr vielseitige Arbeitssituationen in

unterschiedlichen Forschungsfeldern, Forschungseinrichtungen und bei verschiedenen wissenschaftlichen Veranstaltungen.

Zurückgezogen – Gerade beim Schreiben und Analysieren beschäftigt man sich sehr intensiv mit den eigenen Gedanken, mit dem Gelesenen und dem im Feld Beobachteten. Da brauche ich meistens volle Konzentration und Ruhe.

Kommunikativ – ist die andere Seite der wissenschaftlichen Arbeit. Kommunikativ ist es immer dann, wenn man Ergebnisse und Produkte der Arbeit präsentiert, Vorträge hält, Interviews gibt usw. Man tauscht sich mit Kolleg:innen aus aller Welt aus, hört bei Vorträgen zu, schreibt E-Mails usw.

*Wie schaffen Sie es, am Ball zu bleiben?
Was motiviert Sie beim Forschen und Schreiben?*

Maria Schlechter: Für mich ist das Forschen immer ein bisschen wie ein Rätsel, das ich gerne lösen möchte. Ich überlege mir was es genau ist, worüber ich mehr erfahren möchte, wie ich zu Erkenntnis darüber gelangen könnte, was sich hinter Aussagen oder Handlungen verbirgt und auf welche unterschiedlichen Arten und Weisen man diese verstehen kann. Den Antworten auf diese Fragen näher zu kommen motiviert mich. Wenn ich dann einen Text schreibe und an den Punkt komme, an dem ich den Eindruck habe, dass für mich Zusammenhänge klarer werden und mehr Sinn machen als vorher, finde ich das befriedigend. Ich glaube, wenn ich mit einem Thema zu tun hätte, das mich gar nicht interessiert –

wobei es wahrscheinlich schwierig ist so eines zu finden – dann wäre ich auch weniger motiviert.

Wie schaffen Sie einen Ausgleich zu Ihrem Arbeitsalltag?

Maria Schlechter: Das hat sich verändert in den letzten eineinhalb Jahren. Durch das Home Office verschwimmen Arbeitsalltag und Freizeit viel mehr. Früher war ich zum Ausgleich viel unterwegs und unter Leuten. In letzter Zeit habe ich das Gefühl, dass ich während des Arbeitens schon ausgeglichener bin, weil ich mehr Pausen mache. Der Arbeitsalltag ist jetzt ein bisschen anders getaktet, er ist länger, aber dafür mit mehr Pausen dazwischen. Es ist gut, beim Schreiben – gerade in dieser Schlussphase – Pausen einzubauen. Dann koche ich zwischendurch etwas, gehe eine Runde spazieren oder spiele ein paar Akkorde auf der Ukulele. Ansonsten zeichne ich gerne, fotografiere, lese ein Buch das nichts mit Soziologie zu tun hat, oder ich liege in der Sonne.

Maria Schlechter, BA MA schreibt derzeit an ihrer Dissertation „Boundaries in Transition - Jugendkulturen unter Mediatisierungsbedingungen an der Schnittstelle zwischen Schule und Freizeit“, gefördert durch ein Stipendium von der ÖAW (Österreichische Akademie der Wissenschaften).

*Interview: Teresa Popp
Foto: Richard Eigner*